

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 23

Artikel: Lebensdrang [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 23
XVI. Jahrgang
1926

Bern
5. Juni
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Auf der Wanderschaft.

Von Wilhelm Steinhäusen.

Wir haben Red' um Rede getauscht,
Das Wasser im Tal hat fröhlich gerauscht.
Wir haben weiße Gedanken gesponnen,
Ueber uns glänzte das Licht der Sonnen.
Und mutig des Geistes Schwert wir zogen,
Um uns die bunten Falter flogen.
Und über Gott und Welt wir stritten,
Die Bäume am Weg es ruhig litten.

Und unsere Geister sich quälten und mühten,
In den Gärten die Rosen nickten und glühten.
Wir sahen uns an mit erzürnten Mienen,
Zwischen Kräutern und Blumen summten die Bienen.
Und wie ans Ende des Wegs wir gekommen,
Da war das Tageslicht verglommen.
Nun können wir noch grübeln beim Mondenschein,
Es wird wohl immer daselbe sein:

Da draußen rauscht's, da singt's und schwirrt,
Und kümmert sich nicht um den, der irrt.

Aus: Deutsche Jugendbücherei: „Feierstunden“ Nr. 178.

Lebensdrang.

Roman von Paul Sig.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

23

Wenn sie sich dazu noch des beschwörenden Tones erinnerte, womit ihr der Vater die Heirat mit Martin ohne der Mutter Wissen zur Pflicht gemacht hatte, so ging ihr die Furcht wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Dann mußte Martin sie fest in seine Arme schließen. Auf ihn allein mochte sie noch vertrauen. Nur nicht zurück zu den Eltern. Nur das nicht. So völlig losgelöst wähnte sie sich von den Spalieren ihrer Kindheit.

„Was auch geschehen mag: ich muß ihr die Augen öffnen, — beizeiten! Es ist besser für sie und mich!“ beschwor sich Martin aufs neue und konnte doch in seiner Bewegung den vorbereitenden Ton nicht finden, denn zwischen seine Versuche drängte sich immer wieder der atemberaubende, sinnverwirrende Gedanke an Frau Klara, die wohl nur auf eine leitende Spur wartete, um sich ihres Kindes wieder zu bemächtigen. Wo mochte sie sein? Es war zu denken, daß sie unsäglich litt. Und wenn sie für ihn kein Verzeihen hatte? Oft fand er selbst, sein Vergehen an ihr sei so schwer, daß keine Seelengröße Erbarmen für ihn fühlen könne. Was stand ihm denn bevor? Dann hieß es also: wieder hinab in die lähmende Enge — mit gebrochenen Schwingen — um nie wieder hinaufzukommen. Emmi konnte ihn nicht erretten vor diesem Sturz, sie war nicht widerstandsfähig. Und während er von neuem

mit erniedrigenden, ärmlichen Verhältnissen kämpfte, konnte Frau Klara Willen und Neigung der Tochter leicht von ihm ab auf einen andern, bessergestellten lenken. Das war dann in der Tat: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ Bald würde das heiß bestandene Abenteuer hinter ihm liegen wie ein Traum, der sein künftiges Leben mit bleierner Schwermut erfüllte.

Maags plötzlichen Tod empfand Martin zwar als einen gerechten, wenn auch dunkeln Schicksalsschlag. Nichts in ihm lehnte sich dagegen auf. Darin tat der verzogene Stürmer halb unbewußt seinen Kniefall vor einer höheren Macht.

„Was würdest du tun, Emmi, — wenn dein Vater tot wäre? Im Ernst?“ fragte er endlich in drei, vier Etappen, die wie Hammerschläge der Gewißheit fielen. Dabei hielt er ihre Hand mit seinen beiden fest umschlossen und sah sie angstvoll, gespannt an.

Das war mitten auf der Straße — der mondbeschiene — vor einem Garten, der die Luft weit und breit mit Rosenhauch durchwürzte.

Emmi machte eine vergebliche Anstrengung, den furchtbaren Argwohn abzuweisen. Sie atmete schnell, warf wirre Blicke umher, als fürchte sie jemandes Nahen, und stammelte:

„Wenn du etwas weißt, — warum... warum sagst du mir's denn nicht?“

Martin zog sie völlig an sich. Aber sein Mut war gebrochen wie nie zuvor. Er gebärdete sich nach Armländerart, zitterte und stöhnte, als sei er selbst des Trostes, der Hilfe bedürftig.

„Ich hätt' es dir schon lange sagen sollen. Es ist ja wahr. Schon als wir von Genf abreisten —“

Das Mädchen war aus allen Himmeln gefallen. Eine Angst kam sie an, daß sie weder weinen noch reden noch sich bewegen konnte. Schmerz war nicht dabei. Kein Funke davon. Nur Grauen und Schauern, Furcht und Entsetzen.

„Da bin ich ja nicht beim Begräbnis gewesen!“ fuhr es ihr durch den Sinn, und diese groteske, schülerhafte Vorstellung drängte sich ihr lange auf, wie wenn dies der bittere Kern des Uebels sei. Erst als er wieder auf sie einsprach mit zagen, vagen Trostworten, von Heimkehr und Ausöhnung mit Frau Klara, — da fühlte sie zum erstenmal seit der Flucht die Augen der Mutter ernst und traurig auf sich gerichtet. Der kindliche Leichtsinns zerfiel im Nu vor diesen schmerzvollen Blicken, die das Herz aufwühlten. Unaufhaltsam flossen jetzt die Tränen... lange, lange.

Martin geleitete sie zu einer Bank und setzte sich schweigend, nachdem er den erbärmlichen Schatz von Zuversicht ausgespielt hatte. Sein Gewissen klagte ihn heimlich an und füllte sein Herz alsbald mit kaltem Trost. Vielleicht auch war es Emmis Schluchzen und Weinen, in dessen stürmischem Auf und Ab er deutliche Anklagen hörte, wie Mönwenschreie aus der Meeresbrandung. So wie der Arzt das Ohr auf die Brust des Kranken legt, verfolgte Martin ihre Schmerzausbrüche.

„Gott, o Gott!“ stöhnte er ohne inneren Anteil und ohne ein Gefühl der leiblichen Gemeinschaft, als er aus lauter Hilflosigkeit den Arm um sie legte und die Hand auf ihre Hüfte. „Du weinst ja nicht um den Vater. Du hast ihn ja nie gemocht. Warum weinst du denn?“ forschte er endlich unbarmherzig, weil ihm die Qual die Brust verschnürte.

Allein darauf schluchzte Emmi dermaßen laut und verzweifelt, daß zwei alte Damen, die gerade vorbeikamen, stehenblieben und Martin mit erschrockenen Mienen leise ansprachen, was der Weinenden fehle.

Dieser erhob sich; ein grauenhaftes Gefühl saß ihm in der Kehle.

„Ihr Vater ist gestorben“, sagte er schnell, ohne die Trägerin anzusehen.

„Wie schrecklich! O Gott, wie traurig! Armes Kind!“ riefen die Damen in seufzendem Ton. Die eine trat behutsam an Emmi heran und strich ihr, die das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt, sanft über die Haare.

„Trösten Sie sich, meine liebe gnädige Frau! Trösten Sie sich. Der liebe Gott wird Ihnen helfen. Sie sind ja noch so jung. Und sterben müssen wir alle, alle.“

Da konnte sich Martin nicht mehr halten. Ein perverter, tödlicher Lachreiz überwältigte ihn. Ganz laut, aus voller Brust, unwiderstehlich trieb's ihn zu lachen, obwohl er gleich darauf vor Scham am liebsten über die Brüstung ins Wasser gesprungen wäre.

Die beiden Mitleidigen blickten ihn voller Entsetzen an und wichen zurück wie vor einem Irrsinnigen.

Emmi sprang auf und floh, so schnell sie die Füße trugen, auf das Hotel zu.

Beim Portal holte er sie ein und hielt ihren Arm fest umklammert.

„Bist du toll?“ zischte er furchtbar entsetzt. „Du läufst vor mir davon? Was hab' ich dir getan?“

Aber sie blickte ihn an aus geröteten Augen, ganz bleich, als stände der Mörder des Vaters vor ihr — auch ihr Leben bedrohend.

„Ich will heim... zu meiner Mutter! Laß mich los oder ich rufe!“ rief sie außer Atem, flehend, furchtsam und — wie er fühlte — seinem Herzen, seinem Schicksal im Innersten abgekehrt, entfremdet. Eiskalt trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Jedes Gefühl erstarrte augenblicklich in einer eisigen Stumpfheit. Es war ihm, als verkröche sich alles in seiner Brust. Ganz entseelt starrte er die Geliebte an. Mit ihrem Zerrn und Reißen mußte sie ihn erst aufweden aus einer schweren Betäubung. Dann ließ er sie fahren.

„Also denn —“ machte er heiser, mit erkämpfter Resignation. „Ich will dich nicht abhalten.“

Während Emmi auf den verdutzten Liftboy zueilte, trat Martin wieder ins Freie, ganz geblendet von der blitzenden Urkraft menschlicher Wandlung.

Nach einer kümmerlichen Ausöhnung, die in der Eile, mit der am folgenden Morgen die Abreise bewerkstelligt wurde, etwas Notgedrungenes erhielt, fuhr Emmi nach Hause. Martin wollte sie bis nach Luzern begleiten und dort verbleiben, bis sie ihm schrieb, welche Aufnahme ihr daheim geworden und wozu die Mutter entschlossen sei. Die Idee einer gemeinsamen Rückkehr vermochte er nicht in die Tat umzusetzen, denn schon die Vorstellung des Zusammentreffens mit Frau Klara verursachte ihm Grauen und Uebelkeit. Mit Emmi war auch nicht zu beraten. Sie antwortete auf alles nur mit Tränen und Jammer und befand sich in einem irrsinnigen Erwartungsfieber. Einmal war es die Furcht, die Mutter könnte in ihrer Verlassenheit schwermütig geworden oder irgendwo unterwegs sein auf der Suche nach der Tochter. Dann wieder ergab sie sich der Angst, die Liebe der Mutter völlig verloren zu haben. Sie überschüttete Martin mit leidenschaftlichen Anklagen: „Du bist schuld an meinem Unglück. Warum liebst du mich nie an Mama schreiben? Jetzt wird sie mich fortjagen, wenn ich heimkomme — o Gott! und du hast ja nicht einmal so viel, um dich selber durchzubringen!“ Aber im nächsten Moment warf sie sich ihm an die Brust und flehte, sie doch nicht ganz und gar zu verlassen.

Seine Tröstungen waren im Nu aufgezehrt wie Späne von einer starken Glut. Fühlte sie doch, daß er selbst nicht die Kraft hatte, als ein Mann vor ihre Mutter hinzutreten und seine Tat zu verantworten. Schöne Verheißungen gab es nicht mehr. Alles, was er geben konnte, waren Beteuerungen der Liebe und Treue. Auch sein Brief an „Frau Witwe Klara Maag“, in welchem er nach seiner Angabe alle Schuld auf sich genommen und für Emmi Verzeihung erbeten hatte, war nicht geeignet, das Vertrauen in seine Männlichkeit zu festigen.

Emmi hatte insgeheim vorgeschwebt, er würde vorausfahren, ihr den kummervollen Weg dadurch erleichtern, daß er den ersten Sturm bestand und vielleicht

durch ein entschiedenes Auftreten noch mehr als nur Bardon erwirkte. Da er mit keinem Wort an diese Hoffnung rührte, schwieg auch sie davon. Aber ihr schwer enttäushtes Herz füllte sich mit wachsender Erbitterung, die nur durch die Furcht vor dem Kommenden gebändigt war. Die kindlich bange Miene wich mitunter einem Ausdruck kalter Verachtung. Martin ahnte, was in ihr vorging.

„Sie hält mich für ruchlos und feige!“ mußte er denken, und die Schande eines Menschen, der auf dem Markte vor aller Augen ausgepeitscht wird, konnte nicht grausamer sein als die Erniedrigung, die Martin empfand, da er zu sehen mußte, wie die ahnungslose Seele sich Stunde um Stunde mehr von ihm abkehrte. Im weiten Feld der Gedanken, der schrankenlosen Gefühle fand sich kein Steg, kein Schlupfwinkel der Rettung vor dieser Schmach. So rächte sich die Macht der menschlichen Sitte und Güte, gegen die er sich jugendlich aufgelehnt hatte. Selbst der Weg des offenen Geständnisses war ihm verlegt. Ach, schon die Hälfte dessen, was er zu beichten hatte, wäre, wie er fühlte, hinreichend gewesen, eine liebende einfältige Mädchenseele mit Haß und Abscheu zu erfüllen. Die dunkelsten Vorstellungen von Barbarei und Blutschande wären gegen ihn aufgestanden.

Als sich die beiden im Gotthard-Expresß dumpf und stumm gegenüber saßen, hätte wohl niemand ein Hochzeitspäarchen in ihnen vermutet. Mit stieren Augen verfolgte jedes für sich das Vorüberfahren der Landschaft, die vor dem Tunnel noch südlich blau und trostreich war, hernach jedoch herbstlich trüb und niederstimmend. Nebelschwaden belagerten die Kuppen; dem ersten Schneefall war Regen gefolgt; leicht und scheidig starren die Hänge, Frost und Schauer erregend. Der Smaragdspiegel des Vierwaldstättersees hatte sich traurig entfärbt und schien kraus vor Mißmut über den bewölkten, graugrauen Himmel die öden, entlaubten Matten.

Martin suchte sich umsonst den Anschein ruhiger Gesäßtheit zu geben. Das innere Elend tyrannisierte den ganzen Körper; es trieb ihn fortwährend, leer zu schludern gleich einem Kind beim Anblick unerreichbarer Süßigkeiten.

Emmi war todmüde. Oft senkten sich ihre Lider, und Seufzer entflohen der hangen Brust. Sie hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht. Eine bleierne Apathie war nun die Folge davon und legte sich wie ein Alp auf ihr Fühlen und Denken. Erst bei der Ankunft in Luzern raffte sie sich wieder auf.

Martin sprach plötzlich erregt auf sie ein, damit sie erst am folgenden Tag nach Hause fahre und die Nacht noch mit ihm verbringe.

„Vielleicht ist es für lange Zeit das letztemal!“ bat er so bewegt und ergreifend, daß sie im deutlichen Gefühl seiner Anhänglichkeit eine Weile die eigene Not vergaß. Er ließ nicht ab, sie zu bereben und sah sie groß an mit feuchten, schuldbewußten Augen.

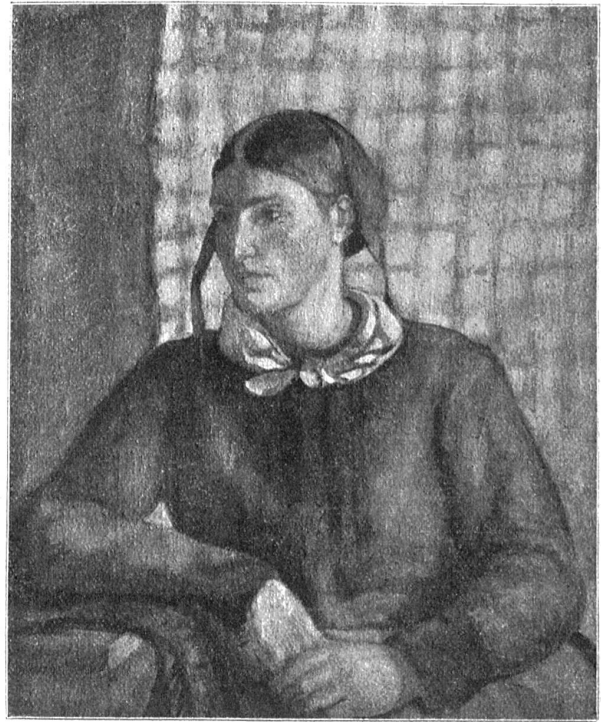
„Bis du in Zürich bist, ist es dunkel. Du würdest dich fürchten und am Ende gar nicht heimgetrauen. Morgen ist dann auch mein Brief eingetroffen.“

Als der Zug hielt, ergab sie sich seinem Willen. Aber mit der erneuten Zuneigung empfand sie ein anderes, brennendes Verlangen.

„Ich bleib' bei dir, wenn du morgen mit mir kommst“, bestürmte sie dann sein Herz — inständig, unausweichlich.

Und um ja keinem Zweifel Raum zu lassen, setzte sie schnell hinzu: „Zu meiner Mutter!“

Er hatte ihr gerade den Rücken gedreht und machte sich mit dem Handgepäck zu schaffen.



Else Chomann-Buchholz: Walliserin.
(„Schweiz, Frauentaler 1919“, S. R. Sauerländer & Cie., Aarau.)

„Savoy-Hotel!“ befahl er einem herbeieilenden Dienstmann. Um Zeit zu gewinnen, reichte er diesem Stück für Stück geschäftig durch die Fensteröffnung hinaus.

Endlich aber mußte er sich ihr zuwenden. Es war der furchtbarste Augenblick seines Lebens.

Emmi sah noch an ihrem Platz, den Geliebten angstvoll beobachtend, als könnte er mit einer Miene über ihr ferneres Schicksal entscheiden. Aber so war es in der Tat. Auch Martin begriff augenblicklich, was auf dem Spiele stand. Seine Brust klopfte zum Zerspringen.

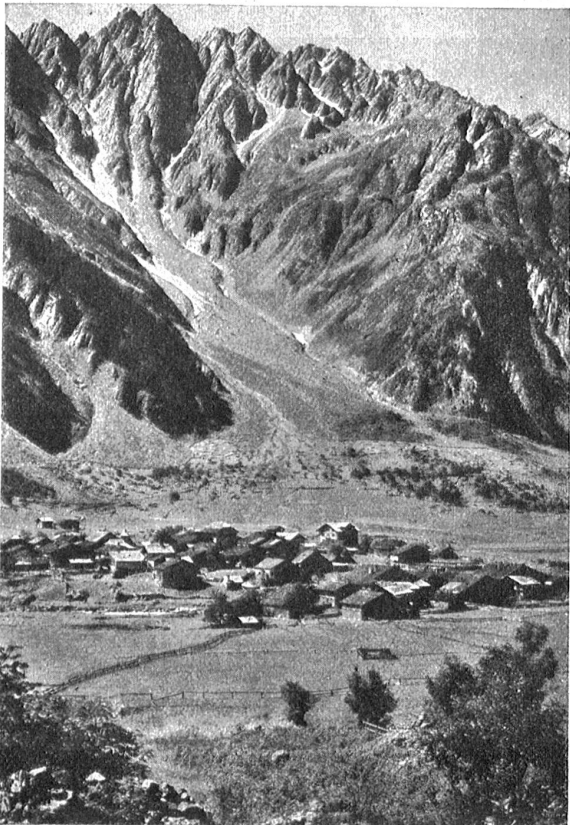
Die andern Passagiere hatten das Coupé bereits verlassen. Auf dem Perron spielte sich eine laute Wiedersehensszene ab mit banalen Fragen und Antworten, Umarmungen, Händeschütteln.

„Obacht!“ schrien die Gepäckwagenschieber.

Emmi war, aller Hoffnung bar, im Begriff, sich zu erheben. Eine rührende Hilflosigkeit malte sich in ihren Zügen. Da faßte sie Martin unverhofft mit beiden Händen an den Schultern — eine freudig entschlossene Bewegung — und sagte das, was ihre Liebe aus einem Abgrund des Verderbens in den Himmel erhob: „Du hast recht — wir müssen miteinander gehen und zusammenhalten!“

In weniger als einer Stunde saßen sie schon bei einer wahren Henkersmahlzeit — Emmi zwar still beglückt, zuversichtlich wie unter Engelsfittichen, Martin hingegen von einer verzweifeltsten Lustigkeit ergriffen. Es gelang ihm bald, sich völlig zu betäuben. Mit den Geistern schäumenden Weins wurden die Gedanken an den kommenden Tag in einen Winkel gedrängt, stumm gemacht.

Emmi zu bitten, sich für heute aller Sorgen zu entschlagen, hatte er schon gar nicht nötig. Mit einem einzigen Jubelschrei war sie die unerträgliche Bürde des Kummers



Gesamtansicht von Guttannen.

los geworden, und der Vater im Grab, der Mutter Einsamkeit gemahnten sie nur noch aus weiter, weiter Ferne. Ein Wort, ein Blick und Händedruck des Geliebten gewann viel größere Bedeutung und Wahrscheinlichkeit in ihrer Seele als die ganze übrige Welt. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Oberhasli.

„Hasli im Wyßland obenüüs an d'r Aar,
Dü wirtsch is geng tieber und wärter all Jahr.
Mir wissen geng besser, en Heimet wie die,
Fir us grad wie gmolet gid's niene un nie.“

So besingt der im ganzen Berner Oberland heimische Gletscherpfarrer Gottfried Straßer in seinem „Haslied“ unsere Landschaft. Von sämtlichen Hasligemeinden ist aber Guttannen diejenige, welche am meisten „obenüüs“ liegt und von Wyßland die höchsten Schneegipfel und mit seinem zugehörigen Gebiet von 200 Quadratkilometer zahlreiche Gletscher — (man berechnet deren nicht weniger als 3 Tal- und 29 Hängegletscher) — umfaßt. In den Grenzen dieser Gemeinde aber ist jene „Straß verlan“, von der schon ein anderer Berner Pfarrer, Hans Rudolf Rebmann aus Thun, in einem der ältesten das Berner Oberland preisenden poetischen Werke von 1605 ff., betitelt „Ein neuw luftig ernsthaft poetisch Gastmahl und Gespräch zweyer Bergen“ (Niesen und Stodhorn) berichtet — „die Straß“, nämlich:

„In's Haslen Land, da z'höchst auftringt
Im Birg die Finster Aar entspringt.
Die aller wildeste Wilde da,
Kein ander Thier zu finden ja
Dann Genschen und die Murmelein
Der grimme Bär kan auch da seyn.“

Dieses Stück Bernerland mit seinen nach früherem Urteil „abscheulichen Gebirgen“ (Joh. Sprüngli, Beschreibung des Hasliandes 1760 u. a.), seinen auch durch kriegerische Ereignisse berühmt gewordenen Grimfelpässen und dem unerföhplichen Wasserreichtum ist durch den Bau eines groß angelegten Kraftwerkes näher in den Gesichtskreis des Schweizerbürgers gerückt; und es mag daher einen geneigten Leser interessieren, wenn ich einiges aus dem neuesten Erleben dieses kleinen, bis dahin, abgesehen von wenigen Sommermonaten, weltabgeschiedenen Bergdorfes erzähle.

Die Guttanner bildeten bis zur Gegenwart trotz ihres natürlichen Zusammenhanges mit dem übrigen Hasli einen kleinen Staat im Staate für sich, mit ganz besondern altertümlichen Einrichtungen. Diese — wohl noch zum Teil auf das alte alemannische Grundrecht zurückgehend — ermöglichten dank ihrer weisen und praktischen Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, so vor allem der weitreichenden Gemeinwirtschaft von Grund und Boden, dem Bewohner durch die Jahrhunderte, ein ob auch einfaches und bescheidenes Dasein inmitten einer unwirklichen, die Nahrung nur spärlich bietenden Natur zu fristen. In diese freiheitlichen Traditionen, welche in alten Gemeindeordnungen aus dem 16. Jahrhundert schriftlich festgelegt sind, bedeutet der Bau eines solch ausgedehnten Kraftwerkes einen empfindlichen Eingriff. Kein Wunder, daß sich der, seine engere, ob auch noch so herbe Heimat liebende Bergler gegen die Mächte fremder menschlicher Ausnützung je und je auflehnt und daß ihm Wald und Wiese, Grund und Eigentum, so klein und gering das Opfer für den Fernstehenden aussehn mag, auch nicht mit Gold aufgewogen werden kann! Mag man einen solchen sich zur Wehre setzenden Gebirgsbewohner als einfältigen Starkkopf ansehen, so liegt doch immerhin in dieser innern Einstellung etwas vom Geist des alten bodenständigen Oberländers, wie er in des berühmten Hallers „Alpen“ einer gewinnlüchtigen Menschheit vor Augen gestellt wird:

„Der Strom (die Aare) fließt schwer von Gold und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt.
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füßen,
D Beispiel für die Welt, er sieht's, und läßt ihn fließen.“

Die Aufgabe einer geschickten Dorfleitung ist es nun, die zähe Verteidigung der alten Rechte und Vorteile mit einem Weitblick zu verbinden, welcher durch freundliches Entgegenkommen gegenüber den B. K. W. das Wohl der gegenwärtigen und zukünftigen Bevölkerung bedenkt.

Der Bau des neuen Werkes geht in energischem Tempo vor sich. Bereits erheben sich neben der schon im letzten Jahr erstellten Hochspannungsleitung Hande-Giswil eine stattliche Reihe stolzer bis 40 Meter hoher Holzgerüste und Eisenmasten der Luftkabelbahn von Innertkirchen bis über Guttannen hinauf, was dem Landschaftsbild ein ganz neues, nicht abstoßendes Gepräge verleiht. Die Hoheit der Berge erträgt ja sehr wohl die Kunstbauten des Menschen; ja die Rauheit des starren Felsen wird gleichsam neu belebt durch den darin sich kräftig zeigenden Geist. Immerhin scheinen auch die Riesen der Vorzeit mit ihren noch nicht eingeschlafenen Launen und Tücken dem fremden Eindringling zeigen zu wollen, daß sie ihren Adel nicht so schnell preisgeben und daß sie nicht nur dazu da sind, für denselben gewissermaßen zu „rentieren“, sondern mit gehörigem Respekt als die Zeugen ewiger Hoheit und Majestät behandelt werden müssen. So wurde denn eben in den letzten Wochen der Fortschritt der Arbeiten durch die von ihnen vorgeführten Streitercharen der Regen- und Schneeschauer, Föhnstürme und Lawinenreden empfindlich gehemmt, und der Durchschnitt durch die riesenhaften Hindernisse der gleich einem Eisberg hochauftarrenden Spreitlawine 1½ Kilometer unterhalb Guttannen, welcher nun schon zum drittenmal — und zwar neuerdings durch einen richtigen Tunnel erfolgen muß — bedingt eine weitere unerwartete Verzögerung des Unternehmens der B. K. W.

Im Dorf Guttannen selbst hat sich auch manches verändert: Allerlei am Bau des Grimfelerwerkes beschäftigtes